

Soziale Motivation und Persönlichkeitsentwicklung – zur Sozialpsychologie der Konsum- und Wettbewerbsgesellschaft*) Wilhelm Kempf)**

1. Motiv und Bedürfnis

Als Menschen „reagieren“ wir nicht nur auf bestimmte „Umweltreize“. Die Fähigkeit, unser Verhalten und seine Folgen in der Vorstellung und im Denken vorwegzunehmen versetzt uns in die Lage, vorausschauend zu handeln. Wir können uns Aufgaben stellen, Zwecke setzen, Interessen verfolgen: unser Handeln an Zielen und Regeln orientieren.

Wir tun dies mehr oder minder gefühlsmäßig, oft aber auch rational planend und nicht selten handeln wir ganz automatisch oder bloß gewohnheitsmäßig, so daß uns die Orientierungen unseres Handelns in der Handlungssituation selbst gar nicht (oder nicht mehr) bewußt sind.

Es wäre ein Mißverständnis der Aufgabe, welche die Vernunft gegenüber den Emotionen hat, wollte man so tun, als ob unser Handeln gleichsam aus rationaler Argumentation „hervorginge“. Ohne den Antrieb unserer Emotionen könnten wir nicht handeln, nicht reden, nicht denken. Die Vernunft soll nur dafür sorgen, daß wir nicht blindlings handeln, um so den Erfolg unseres Handelns im Hinblick auf die mit ihm verfolgten Orientierungen ein Stück weit abzusichern.

Das (rein) rational Erfassbare ist dabei immer nur ein mehr oder minder kleiner Ausschnitt unseres Handelns und Erlebens. Zwar können wir rational darüber diskutieren, ob wir eine Situation richtig beurteilen oder ob eine Handlung situationsangemessen ist, was die Situation bzw. die Handlung für uns **bedeutet** ist aber nicht bloß eine Frage rationaler Argumentation, sondern eine Frage praktischer Reflexion.

Sicherlich können wir viele unserer Gefühle in bezug auf Handlungsorientierungen verstehen. Z. B. Wut oder Traurigkeit darüber, daß der Erfolg unseres Handelns ausbleibt, das angestrebte Ziel nicht eintritt. Oder Freude über unvermuteten Erfolg. Ein Verständnis für den Gesamtzusammenhang unseres Handelns und (Er-)Lebens können wir so jedoch (noch) nicht gewinnen: Handlungsorientierungen sind per definitionem **final**, d. h. auf ein Ziel gerichtet. Sie werden mit Erreichung des Handlungszieles gleichsam „aufgehoben“. Und doch steht unser Handeln in einer Art kontinuierlichem Zusammenhang, „springen“ wir nicht einfach von Situation zu Situation, von Handlungsorientierung zu Handlungsorientierung. Wir orientieren nicht nur einzelne Handlungen in unserem Leben, sondern auch unser Leben selbst: indem wir ihm eine bestimmte Form geben.

Im Unterschied zu den Handlungsorientierungen sind die Orientierungen unseres Lebens jedoch nicht distanziert abfragbar. Sie sind auch nicht nach der Mittel-Ziel-Relation aus unserem Verhalten rekonstruierbar. Schon die Bedeutung der Worte, mit denen wir über die Orientierungen unseres Lebens sprechen – Worte wie Freiheit, Sicherheit, Friede, Liebe, Treue, Autonomie und Emanzipation – begreifen wir weniger theoretisch als im ihnen gemäßen Handeln. Um Lebensformen zu vergegenwärtigen, genügen Worte erst, wenn eine Lebensform bereits praktisch zugänglich ist. Wenn die Worte, mit denen wir über Lebensformen reden, dieser praktischen Basis entbehren, helfen uns noch so viele theoretische, insbesondere definitorische Bemühungen nicht weiter. Über Lebensformen läßt sich daher auch nicht in derselben Weise argumentieren wie über Handlungsorientierungen. Wer eine Lebensform

*) Der vorliegende Aufsatz skizziert die wichtigsten theoretischen Grundlagen eines empirischen Forschungsprojektes „Gesellschaftscharakter und Persönlichkeitsentwicklung in der Konsum- und Wettbewerbsgesellschaft“, das ich seit Sommer 1981 gemeinsam mit Diplomanden und Doktoranden der Universität Konstanz durchführe.

***) Ich danke Frau E. Isele für wertvolle Anregungen und Kritik.

ein Stück weit praktisch begriffen hat, dem mag es gelingen, mit anderen (die sich in derselben Lage befinden) einen Konsens darüber herzustellen. Eine Kritik „von außen“ ist dagegen wenig hilfreich.

Lebensorientierungen sind ein Weg, der kein Ende hat, bzw. der sich nicht vom Ende her bestimmen läßt. Es gibt für sie kein „Ziel“, sie bleiben das ständig unser Handeln antreibende Motiv, das nie aufgehoben wird, sondern höchstens sich verändern oder durch andere Orientierungen ersetzt werden kann. In ihnen sind all jene Selbstverständlichkeiten unseres Handelns und (Er-)Lebens festgelegt, die es erlauben, unser Leben als Ganzes und uns selbst als identische Person zu begreifen. Grundlegende Änderungen von Lebensorientierungen sind denn auch nur um den Preis einer Identitätskrise zu bewerkstelligen.

Die Orientierungen unseres Lebens sind dabei meist implizit und unbewußt. Was uns bewußt wird, sind oft nur die emotionalen Reaktionen, die ein Handeln oder ein Widerfahrnis auslöst. Obwohl sie nicht einzelne Handlungen in unserem Leben betreffen, sondern unser Leben als Ganzes, dienen sie doch auch der Orientierung einzelner Handlungen. Denn sie sind konstitutiv für die Situation in der wir handeln. Sie bestimmen, welche Ereignisse, Gegenstände, Sachverhalte für uns relevant sind – d. h. zu unserer „persönlichen Domäne“ (Beck, 1979) gehören –, mit welcher Bedeutung wir sie verstehen, und wie wir gefühlsmäßig auf sie reagieren, welche Handlungswünsche sie in uns wach werden lassen. Darüber hinaus können wir immer auch für einzelne Handlungen erörtern (oder gefühlsmäßig bewerten), ob sie zu unserem Leben gehören sollen oder nicht – ob wir uns mit ihnen „identifizieren“ können. Es genügt nicht zu wissen, welcher Weg in einer gegebenen Situation der „richtige“ ist. Wir benötigen auch ein Bewußtsein darüber, ob er „unser“ Weg ist.¹⁾

Einige **Motive** (Orientierungen unseres Handelns und Lebens) durchziehen unser ganzes Leben, ohne daß wir uns ausdrücklich auf sie hin zu orientieren brauchen, wobei wir uns aber doch auf sie hin orientieren werden, sobald ihre Erfüllung nachhaltig in Frage gestellt ist. Solche Motive möchte ich als **Bedürfnisse** bezeichnen und dabei zwischen

- physiologischen Bedürfnissen: den Bedürfnissen der Lebens- und Arterhaltung,
- sozialen Bedürfnissen: den Bedürfnissen nach Akzeptierung und Solidarität, und
- existentiellen Bedürfnissen: den Bedürfnissen nach Selbstfindung und Selbsterhaltung, dem Bedürfnis danach, den Gesamtzusammenhang unseres Lebens und Handelns als sinnvoll verstehen zu können,

unterscheiden.

Aber nicht alle Strebungen, die in unserem Leben mit gewisser Regelmäßigkeit auftreten, möchte ich als Bedürfnisse bezeichnen. Insbesondere möchte ich das Sicherheitsstreben, dem Maslow (1981) einen prominenten Platz innerhalb der Hierarchie der Bedürfnisse zuweist, nicht zu den Bedürfnissen zählen. Denn anders als die physiologischen Bedürfnisse, deren Erfüllung Bedingung des **Überlebens** ist, anders als die sozialen Bedürfnisse, deren Erfüllung Bedingung des **sozialen** Lebens ist, anders als die existentiellen Bedürfnisse, deren Erfüllung Bedingung des **sinnerfüllten** Lebens ist, erweist sich die Befriedigung unseres Sicherheitsstrebens keineswegs als Bedingung für irgendeine anthropologische Grundtatsache des Menschseins. Die hervorragende Bedeutung, welche das Sicherheitsstreben (einschließlich des Strebens nach Macht und Besitz) für unser miteinander und gegeneinander Handeln und Leben gewonnen hat, läßt sich erst dadurch verstehen, daß wir in gesellschaftlichen und kulturellen Verhältnissen leben, in denen die Befriedigung einiger Bedürfnisse nachhaltig gefährdet ist. In der Konsum- und Wett-

¹⁾ In ähnlicher Weise betont auch Fromm, der an Stelle von „Lebensorientierungen“ von „Charakterorientierungen“ spricht. „daß die Art und Weise, wie jemand handelt, fühlt und denkt, weitgehend durch die Besonderheit seines Charakters bestimmt ist und daß sie nicht nur das Resultat rationaler Reaktionen auf bestimmte Situationen ist“ (Fromm, 1981, S. 69).

bewerbsgesellschaft der modernen Industrienationen sind dies freilich nicht so sehr die physiologischen, denn die sozialen und existentiellen Bedürfnisse, wenngleich es auch hier noch echte Armut gibt.

In Übereinstimmung mit Maslow möchte ich den Gedanken aufgreifen, daß die Bedürfnisse hierarchisch gegliedert sind. Eine Hierarchie der Bedürfnisse (und hier begeben sich mich in Widerspruch zu Maslow) sehe ich jedoch nicht in dem Sinne, daß bestimmte Bedürfnisse erst voll befriedigt sein müssen, damit andere (höhere) Bedürfnisse überhaupt erst auftreten oder ihrerseits erfüllt werden können.

Ich möchte von einer Hierarchie der Bedürfnisse nur in dem Sinne sprechen, daß niedere Bedürfnisse in höheren mit eingeschlossen sind, so daß zumindest eine minimale Befriedigung dieser Bedürfnisse für die Erfüllung der höheren Bedürfnisse Voraussetzung ist. So können Bedürfnisse der Lebens- und Arterhaltung zwar in konkreter Lebenssituation hinter den sozialen und existentiellen Bedürfnissen zurückgestellt werden, sie bleiben aber sehr wohl Bedingungen des Überlebens, ohne daß eine weitere Verfolgung sozialer und existentieller Bedürfnisse unmöglich ist. In derselben Weise können auch die sozialen Bedürfnisse in konkreter Lebenssituation hinter den existentiellen Bedürfnissen zurückgestellt werden. Als soziales Lebewesen kann der Mensch aber doch kein sinnerfülltes Leben führen, wenn er nicht auch in sinnerfüllten sozialen Beziehungen lebt.

Zweitens möchte ich von einer Hierarchie der Bedürfnisse in dem Sinne sprechen, daß bestimmte (höhere) Bedürfnisse zugunsten von anderen verdrängt werden können. Solange jemand um das „nackte Leben“ kämpft, kann die Frage nach dem „wie“ des Lebens völlig aus seinem Blickwinkel verschwinden. Durch die Leistungs- und Wachstumsideologie der westlichen Industriegesellschaften wird ein solcher Überlebenskampf tatsächlich auf Kosten der Befriedigung sozialer Bedürfnisse selbst dort noch simuliert, wo die materiellen Bedingungen des Lebens hinreichend gesichert sind. Wenn jemand um das nackte Leben oder um soziale Akzeptierung kämpft, mag er sich dafür auch auf eine Lebensform einlassen, die seinem „wahren Selbst“ nicht mehr entspricht.

2. Selbst und Charakter

Verhaltensmerkmale sind jene Aspekte unseres Tuns, die von einer dritten Person beobachtet werden können. Z. B. können wir beobachten, daß jemand eine Bewegung seiner Hand ausführt. Und, wir können auch beobachten, wie er das tut: ob die Hand dabei zittert, ob die Bewegung schnell oder langsam ist, worauf die Hand hingelegt wird, usw. . . . Doch schon, wenn wir sagen, daß er einen Schlag ausführt, gehen wir über das Beobachtbare hinaus. Wir **deuten** die **beobachtete** Bewegung als einen Schlag, indem wir ihr eine Intention unterstellen, indem wir sie als eine beabsichtigte Handlung zu verstehen versuchen.

Verhaltensweisen, die wir bereits als Handlungen verstehen, können wir dann auch noch in vielfältiger Weise beurteilen: ein Schlag mag zaghaft oder forsch sein, er mag freundschaftlich sein oder aggressiv. Während erstere Beurteilung sich auf die beobachtbaren Aspekte seines Handelns bezieht und die Frage danach beantwortet, wie er den Schlag ausführt, betrifft letztere Beurteilung die Intention, welche hinter dem beobachtbaren Verhalten steht. Z. B. werden wir eine Handlung dann als „aggressiv“ beurteilen, wenn wir unterstellen, daß ihr Urheber sich bewußt ist, damit gegen den Willen eines anderen zu verstoßen. Und, wir werden sie als „feindselig“ beurteilen, wenn wir unterstellen, daß er dies nicht nur in Kauf nimmt, sondern, daß er die Handlung gerade deshalb ausführt, weil sie den Willen des anderen verletzt.

Wenn wir uns ein Bild vom Charakter eines Menschen machen wollen, müssen wir noch einen Schritt weitergehen. Die Charakterzüge eines Menschen sind mehr als nur (mehr oder minder) stabile Merkmale seines Handelns und Verhaltens. Es ist die Art und Weise, **wie** sich jemand **in seinem Leben** orientiert, die seinen Charakter ausmacht.²⁾ Es ist der Charakter eines Menschen, der bestimmt, wie er den Gegenständen der belebten und der unbelebten Natur gegenübertritt, welche Bedeutung die Ereignisse seiner Umwelt für ihn haben, wie er gefühlsmäßig auf sie reagiert, welche Handlungswünsche sie in ihm wachrufen, wie er mit seinen Gefühlen und Bedürfnissen umgeht und wonach er in seinem Leben strebt. Die Frage nach dem Charakter eines Menschen, das ist die Frage nach den Orientierungen seines Lebens, welche ihm eine über seine jeweiligen sozialen Rollen und seine physischen und psychischen Eigenschaften hinausreichende Identität verleihen. Es ist letztlich die Frage, **wer** er denn eigentlich sei.

Fragen wir jemanden danach „**was** bist du?“³⁾, so wird er uns antworten „ich bin Hausmeister“, „ich bin Student“, „ich bin Ehemann“, „ich bin Mutter“, usw. . . . Die Frage „was bist du?“ ist im wesentlichen die Frage nach den sozialen Rollen, die jemand einnimmt. Wegen des normativen Charakters sozialer Rollen gleichsam eine „öffentliche“ Teilidentität. Die normativen Erwartungen, die an den Träger einer sozialen Position gerichtet werden und so seine soziale Rolle definieren, sind zunächst immer die Erwartungen anderer, die Erwartungen der sozialen Gruppe oder Gesellschaft, der er angehört. Wir können uns aber auch in Distanz zu unseren sozialen Rollen begeben, können sie so oder anders auszufüllen versuchen. Nicht alle Erwartungen, die an die soziale Position geknüpft sind, welche wir einnehmen, müssen wir auch tatsächlich in die Orientierung unseres Lebens übernehmen. Auch unter den sozialen Rollen, die wir spielen, bleibt noch Raum für Selbstbestimmung, und sei es, daß wir gelegentlich „aus der Rolle fallen“.

Fällt die Antwort auf die Frage „was bist du?“ relativ leicht, so werden die Antworten auf die Frage „**wie** bist du?“ schon nicht mehr so spontan gegeben. Die Antworten, die dann kommen, sind Antworten der Art „ich bin blond“, „ich bin kräftig“, „ich bin ängstlich“, „ich bin reizbar“, und „ich bin ehrlich“ oder „ich bin tatkräftig“. Die Frage „wie bist du?“ ist also im wesentlichen die Frage nach den physischen und psychischen Eigenschaften eines Menschen, wobei letztere noch in Eigenschaften des Erlebens und in Eigenschaften des Handelns untergliedert werden können.

Daß die Antwort auf diese Frage vergleichsweise schwerer fällt, kommt daher, daß die Eigenschaften, um die es dabei geht, auch Gegenstand sozialer und kulturell vermittelter Werturteile sind. Z. B. „gehört es sich nicht“ für einen Mann „verletzlich“ zu sein. Wir werden daher oft „eine Mauer um uns bauen“, manche Eigenschaften, die wir an uns feststellen, vor anderen zu verbergen versuchen, andere uns nicht einmal selbst eingestehen, aus unserem Bewußtsein „verdrängen“. Und dazu werden wir um so mehr neigen, je weniger wir ihren Platz im Zusammenhang unseres Lebens verstehen, je unreflektierter wir unser Leben führen. Denn, was wir nicht verstehen ist für uns bedrohlich, und um so mehr, wenn uns die Mauer, die andere um sich bauen, glauben macht, wir seien die einzigen, die bestimmte sozial und kulturell unerwünschte Eigenschaften haben. Je mehr ich daran glaube, daß Männer tatsächlich „stark“ und „unverletz-

²⁾ Vgl. auch Fromm (1981, S. 69), der im Anschluß an Freud die Position vertritt, „daß die Charakterstruktur eines Menschen eine spezielle Form darstellt, in der die Energie im Lebensprozeß kanalisiert wird“

³⁾ Ich folge hier weitgehend einem Gedankengang von Fuchs (1982), der die Frage nach der Identität eines Menschen als die Frage danach präzisiert, was wir denn eigentlich meinen, wenn wir das Wort „ich“ verwenden. Fuchs weist auf, daß die Frage nach dem „ich“ auf dreierlei Weise gestellt werden kann – als die Frage „**was** bin ich?“, „**wie** bin ich?“ und „**wer** bin ich?“ – und argumentiert, „daß die Antworten auf diese drei Fragen in der obigen Reihenfolge immer schwerer werden und immer mehr einen privaten oder intimen Charakter bekommen. Was einer ist, weiß jeder; wie er ist, wissen oft nur gute Freunde genau; und wer er ist, weiß er meist selbst nicht recht“.

lich“ sind, desto mehr werde ich selbst versuchen, den starken Mann zu spielen und desto weniger werde ich mir meine eigene Verletzlichkeit eingestehen.

Fragen wir jemanden danach „wer bist du?“, so tritt häufig langes Schweigen ein. Und dann kommt vielleicht die Antwort: „Nun ja, ich bin der Wilhelm Kempf“. Und wenn wir dann nachfragen „und wer ist das?“, dann kommt nach weiterem Schweigen vielleicht die Antwort „das ist einer, der sich immer selbst in Frage stellt, der etwas sucht und nicht sagen kann was es ist, der sich Anerkennung wünscht, aber doch nicht an den Denk- und Handlungsweisen festhält, für die er Anerkennung gewonnen hat, der sich auf einem Weg befindet, ohne diesen Weg anderen aufzwingen zu wollen und den es dann doch schmerzt, wenn er entdeckt, daß er sich von ihnen entfernt hat. Es ist einer, der den Widerspruch sucht und der in Widersprüchen lebt . . .“.

Das sind einige der Antworten, die ich geben könnte, wenn ich gefragt werde, wer ich denn sei. Unter systematischem Gesichtspunkt sind dabei freilich nur jene Antworten von Interesse, die zu erhellen versuchen, wie ich mich in meinem Leben orientiere. Denn nur sie antworten auch tatsächlich auf die Frage „wer bist du?“. Andere, die oben gegebenen Antworten benennen nur Eigenschaften, die ich an mir feststelle, deren Platz im Zusammenhang meines Lebens ich aber selbst (noch) nicht verstehe. Daß es die Orientierungen unseres Lebens sind, nach denen wir fragen, wenn die Frage „wer bist du?“ gestellt wird, können wir uns auch auf andere Weise deutlich machen: Wenn wir uns oder andere fragen „wer **möchtest** du gerne sein?“ und dann kommt eine Antwort wie z. B. „Thomas More“⁴⁾ und wir fragen weiter: „und warum gerade der?“, so werden wir etwas zur Antwort erhalten, das letztlich darauf hinausläuft, daß es eben die Art und Weise war, wie Thomas More sein Leben geführt hat, die der Gefragte für sich als erstrebenswert hält. Es ist letztlich das Bild, das wir vom Charakter eines Menschen haben, das uns veranlaßt, uns mit ihm zu identifizieren. Nicht sein Schicksal.

Die Frage danach, wer wir sind, fällt uns nicht nur deshalb schwer zu beantworten, weil wir über den Zusammenhang unseres Lebens und Handelns viel zu wenig nachgedacht haben, sondern auch deshalb, weil wir mit der Antwort darauf gleichsam „ein Stück unseres Innersten“⁵⁾ preisgeben, d. h. ein Stück dessen, was wir – ob gut oder schlecht – jedenfalls (und auch, weil wir so wenig davon verstehen) als zu uns gehörig erleben und wo uns Kritik oder Ablehnung am schwersten trifft.

Die Antworten, die wir geben können, wenn wir uns selbst fragen, was, wie und wer wir **sind**, zeichnen das Bild, das wir von uns selbst haben, d. h. es sind diese Antworten, die wir meinen, wenn wir von unserem **Selbstbild** sprechen. Fragen wir uns, was, wie und wer wir gerne sein **möchten**, so fragen wir nach unserem **Selbstideal**. Beides braucht mit unserem tatsächlichen Sein nur in Teilaspekten (wenn überhaupt) übereinstimmen. Daß wir unsere Ideale meist nicht zu erfüllen vermögen, wird schon im Wort „Ideal“ angedeutet, und, daß wir uns – darüber, wie wir sind und – vor allem – darüber, wer wir sind, oft Illusionen hingeben, läßt sich als ein Abwehrmechanismus verstehen, mit dem wir der Diskrepanz zwischen unserem tatsächlichen Sein und unserem „wahren Selbst“ begegnen.

⁴⁾ Thomas More (Morus), 1478–1535, englischer Humanist und Staatsmann, enthauptet wegen Eidverweigerung auf Heinrich VIII. als kirchliches Oberhaupt.

⁵⁾ Ich bin mir bewußt, daß die Rede vom „Innersten“ eines Menschen – wenn sie bloß theoretisch verstanden wird – in schwerwiegende philosophische Anschlußprobleme bezüglich der Unterscheidbarkeit von „Innenwelten“ und „Außenwelten“ führen kann. Andererseits glaube ich jedoch, mich damit einer bildhaften Sprache zu bedienen, die ein jeder verstehen kann, wenn er das Gesagte von seiner eigenen Erfahrung her zu verstehen versucht, vorausgesetzt, daß ihm seine Charakterstruktur das dazu erforderliche Minimum an selbstkritischen Erfahrungen erlaubt.

3. Gesellschaftscharakter und Selbstverwirklichung

Während der Charakter eines Menschen die für ihn spezifische Art und Weise ausmacht, wie er sich in seinem Leben orientiert, läßt sich zugleich aufzeigen, „daß auch ganze Völker und Gesellschaften oder Klassen innerhalb einer bestimmten Gesellschaft eine Charakterstruktur besitzen, die für sie charakteristisch ist, auch wenn die einzelnen Individuen sich auf vielfältigste Weise voneinander unterscheiden und es auch eine Anzahl von Menschen darunter geben wird, deren Charakterstrukturen überhaupt nicht in die umfassende Struktur der Gesamtgruppe hineinpassen“ (Fromm, 1981, S. 72). Diesen, für eine Gesellschaft typischen Charakter nennt Fromm den „Gesellschaftscharakter“.

Die Funktion des Gesellschaftscharakters sieht Fromm darin, „die Energien der Mitglieder dieser Gesellschaft so zu formen, daß ihr Verhalten nicht von ihrer bewußten Entscheidung abhängt, ob sie sich an das gesellschaftliche Modell halten wollen oder nicht, sondern **daß sie sich so verhalten wollen, wie sie sich verhalten müssen**“ (Fromm, 1981, S. 73). Solange die objektiven Bedingungen von Gesellschaft und Kultur stabil bleiben, hat der Gesellschaftscharakter eine vorwiegend stabilisierende Funktion. Ändern sich jedoch die äußeren Bedingungen so, daß sie nicht mehr zu dem herkömmlichen Gesellschaftscharakter passen, so wird er zu einem Element der Zersetzung. Denn, wenn eine Gesellschaftsordnung die Grundbedürfnisse der Menschen vernachlässigt, so werden die Mitglieder dieser Gesellschaft erwartharer Weise versuchen, die Gesellschaftsordnung zu ändern. Es sei denn, daß sich der Gesellschaftscharakter zugleich in einer Weise verfestigt hat, welche zur Verdrängung solcher Bedürfnisse führt. Insofern hat der Gesellschaftscharakter auch zu beginnenden Krisenzeiten einer Gesellschaft noch eine gesellschaftserhaltende Funktion – allerdings von einer sehr vordergründigen und systemimmanenten Art: er dient der Verfestigung eben jener gesellschaftlichen Organisationsstrukturen, die zu den Bedürfnissen der Mitglieder der Gesellschaft in Widerspruch geraten sind. Da sich die Bedürfnisse des Menschen jedoch nicht beliebig unterdrücken lassen, führen gerade diese Verfestigung systeminterner Organisationsstrukturen und der damit verbundene Verlust an Flexibilität – an Anpassungsfähigkeit der Gesellschaft an die Bedürfnisse ihrer Mitglieder – am Ende zu einer Labilisierung des Systems insgesamt.⁶⁾

Eine gesellschaftszersetzende Funktion gewinnt der Gesellschaftscharakter dabei nicht nur insofern, als er der gesellschaftlichen Evolution direkt im Wege steht. Hinzu kommt, daß unter dem Leidensdruck, welcher die beständige Frustration ihrer Bedürfnisse in ihnen weckt, immer mehr Mitglieder der Gesellschaft in offenen Gegensatz zu ihr geraten. Es kommt dann zu Phänomenen wie z. B. dem politischen Terrorismus oder politischer Apathie, der Verweigerung an der Teilnahme an dem gesellschaftlichen Prozeß, dem Versuch der Bildung von Subkulturen. Dabei hat letzteres Phänomen immerhin noch ein deutlich erkennbares konstruktives Element, wie es der schlichten Verweigerung und der politischen Apathie abgeht und wie es dem politischen Terrorismus aufgrund wahnhafter Verzerrungen der Realitätswahrnehmung (vgl. Wellmer, 1979; Kempf, 1982) abhanden gekommen ist. Auch solche konstruktive Elemente stehen jedoch außerhalb der gültigen Gesellschaftsordnung und haben mit dem Gegendruck der gesellschaftlichen Sozialisationsinstanzen zu rechnen. Dies zeigt sich u. a. auch in der Verschiebung der Perspektive unter der das Thema „Jugend“ heute in der sozialwissenschaftlichen Forschung thematisiert wird. Noch Rosenmayr (1970) war dafür eingetreten, die damaligen Jugendprobleme nicht aus der Perspektive der Abweichung von etablierten Normen und Werten der Gesellschaft, sondern von der Produktion neuer Inhalte, Werte und Normen her zu begreifen. Diese Betrachtungsweise, bei der der Jugend eine Rolle als gesellschaftlicher Motor zugeschrieben wurde, ist inzwischen durch jene andere abgelöst worden, in der „Jugend

⁶⁾ Zu einer systemtheoretischen Diskussion der Frage, wie gerade innerhalb eines Systems erprobte Lösungsmuster unter veränderten Systembedingungen zu dem eigentlichen Problemen werden, vgl. Watzlawick et al. (1974).

zunehmend als soziales Problem galt, das **bewältigt** werden mußte, als **Sozialfall**, für dessen Behandlung Programme für notwendig erachtet wurden, die Beratung und Therapie liefern sollten“ (Bruder, 1982, S. 56). Und dies im Gegensatz zu dem, was selbst in der sozial-kognitiven Lerntheorie einmal als ausgemachte Sache galt: daß die Sozialwissenschaften, „wenn sie irgendeinen ernstzunehmenden Einfluß auf die allgemeinen Probleme unseres Lebens nehmen wollen (. . .) ihre korrektiven Maßnahmen auf die schädlichen Praktiken der Gesellschaft anwenden (müssen) und (. . .) sich nicht damit zufrieden geben (können), die Opfer dieser Praktiken zu behandeln“ (Bandura, 1976, S. 214).

Wenn wir zu einer solchen Perspektive zurückfinden wollen, müssen wir uns jedoch darüber im klaren sein, daß es nicht genügt, die Gesellschaft zu ändern, wenn nicht zugleich auch der Mensch sich ändert (vgl. Fromm, 1970). Denn der Gesellschaftscharakter stellt ja gerade jene Charakterstruktur dar, die zur Aufrechterhaltung und Reproduktion der bestehenden gesellschaftlichen Verhältnisse erwünscht und notwendig ist. In dem Versuch, die Gesellschaft einseitig von den sozio-ökonomischen Verhältnissen her zu erneuern, sehen Fromm und Marcuse (1967) zu Recht eine der Ursachen für das Versagen des Sozialismus und seiner Transformation in den Staatsmonopolkapitalismus des Ostblocks.

Weiter müssen wir uns darüber im klaren sein, daß die bei uns verbreitete Rede von einer „kranken Gesellschaft“ nicht einfach bedeuten kann, daß es sich hier um eine Gesellschaft handelt, in der abweichendes Verhalten und psychische Krankheit in besorgniserregendem Ausmaß auftreten, sondern, daß sie darauf hinweist, daß es sich hier um eine Gesellschaft handelt, zu deren Aufrechterhaltung es eines Gesellschaftscharakters bedarf, in dem grundlegende Bedürfnisse des Menschen in der Verdrängung gehalten werden und deren Sozialisationsmechanismen psychische Krankheit, Alkohol- und Drogenmißbrauch fördern. Daß dies für die Konsum- und Wettbewerbsgesellschaft der westlichen Industrienationen tatsächlich der Fall ist, möchte ich unten ein Stück weit skizzieren.

Einen Ansatzpunkt dafür bietet die von Beck (1981) in der Psychosomatik und von v. Scheidt (1976) in der Drogentherapie eingenommene Perspektive, psychosomatische Erkrankungen und Drogenmißbrauch als „Selbstheilungsversuche“ (Beck), als einen „falschen Weg zum Selbst“ (v. Scheidt) zu verstehen zu suchen. Einen weiteren Ansatzpunkt bietet die Persönlichkeitstheorie von Rogers (1979), der den psychotherapeutischen Prozeß als einen Prozeß der Selbstverwirklichung begreift.

„Selbstverwirklichung“ als Aktualisierung dessen, „was man an Möglichkeiten besitzt“ (Maslow, 1981, S. 74) darf dabei freilich nicht bloß vordergründig als schlichter Egoismus oder als Durchsetzung eigener Interessen verstanden werden.⁷⁾ Selbstverwirklichung kann auch nicht einfachhin als Verwirklichung unseres „wahren Selbst“ definiert werden. Denn der Prozeß der Selbstverwirklichung ist ein Weg, der sich nicht vom Ende her bestimmen läßt. Unser „wahres Selbst“ ist uns nicht schon von vornherein zugänglich. Erst auf dem Wege der Selbstverwirklichung lernen wir es ein Stück weit – und immer wieder neu – zu erkennen, zu akzeptieren und zu leben.

Berk (1981) charakterisiert den Weg der Selbstverwirklichung durch die Angabe von vier Prinzipien:

- I. **Illusionsfreiheit:** Versuche nicht, unangenehme, aber für dein Handeln wesentliche Aspekte der Situation zu unterdrücken.
- II. **Auflösung falscher Identifikation:** Auflösung der Identifikation mit den Erwartungen der Umwelt, insbesondere der Eltern oder von Freunden; Loslösen von gewohnheitsmäßigem Denken, Fühlen und Handeln.

⁷⁾ Eben dieses Mißverständnis findet sich u. a. bei Bandura (1976, S. 223f): „Menschen haben zahlreiche Möglichkeiten, die im guten oder schlechten verwirklicht werden können. Viel Leid haben die Menschen im Laufe der Zeiten durch Tyrannen erfahren, die ‚sich selbst verwirklicht‘ haben“

III. **Selbstverantwortung:** Fasse das eigene Tun als Handeln auf und schreibe es nicht den Einflüssen anderer Personen oder gesellschaftlichen Umständen zu.

IV. Lebe im **Hier** und **Jetzt**, vermeide es insbesondere, dich ständig in die Vergangenheit zurückzusehnen oder nur noch die Zukunft zu planen.

Was die Prinzipien bedeuten, verstehen wir freilich erst und immer genauer, je weiter wir den Weg der Selbstverwirklichung schon gegangen sind. Erst in der praktischen Einsicht lösen sich auch die Widersprüche auf, welche in den vier Prinzipien bei distanziertertheoretischer Betrachtungsweise enthalten zu sein scheinen. Erst in der praktischen Einsicht lernen wir auch zwischen Selbstverwirklichung und egoistischer Durchsetzung zu unterscheiden, indem wir das Spannungsfeld zwischen der Auflösung falscher Identifikationen einerseits und der Illusionsfreiheit andererseits erfahren und begreifen, daß die Betroffenheit unserer Mitmenschen jedenfalls mit zu den wesentlichen Aspekten der Situation gehört, die wir in Rechnung stellen müssen.

4. Sozialisation und Selbstentfremdung

Die Richtung, in die uns der Weg der Selbstverwirklichung weist, beschreibt Rogers (1979) in sieben Prozeßphasen, die von übertriebenem Sicherheitsstreben, vom Festhalten am Bewährten hin zur Einsicht in den Prozeßcharakter des Selbst und zu Offenheit gegenüber der lebendigen Erfahrung (auch unserer Schwäche und Bedürftigkeit) führen, hin zu dem, was Fromm (1976) als Lebensorientierung des „Sein“ beschreibt.

Fromm stellt der Seins-orientierten Lebensweise die Lebensweise des „Haben“ gegenüber, welche Ausdruck findet in vollständigem Besitzergreifen, in einem zweckrationalen Umgang mit den Gegenständen der belebten und unbelebten Natur und auch mit sich selbst, mit seinen Bedürfnissen und Gefühlen und (möglichen) Erfahrungen. Eine Habenorientierte Lebensweise ist durch den Versuch gekennzeichnet, sein Sein gleichsam zu operationalisieren, die Frage „wer bin ich?“ durch Hinweis darauf zu beantworten, was ich habe. Es ist dies die in unserer Gesellschaft verbreitete Lebensweise, Ausdruck des Gesellschaftscharakters der modernen Industrienationen, charakteristisch durch eine hochgradige Verletzlichkeit des Selbst, aus der die Angst vor der lebendigen Erfahrung und eben jenes Sicherheitsstreben erwachsen, die unser Besitz- und Machtstreben motivieren.

Ihre Grundlage hat die Verletzlichkeit des Selbst in der Entfremdung des Menschen von sich selbst, deren Sozialisationsvoraussetzung Fromm (1976) darin sieht, daß der Wille (besonders des heranwachsenden) Menschen gebrochen wird, ohne, daß er es merkt.

Wie vielfältig die Erziehungspraktiken sind, die genau dies erreichen und wie dabei das Vertrauen des heranwachsenden jungen Menschen mißbraucht wird, bis er am Ende selbst eben jene mißtrauisch-feindselige Haltung der Welt gegenüber einnimmt, welche für die Lebensweise des Haben charakteristisch ist, lassen die Arbeiten von Rutschky (1977) und Miller (1980) erahnen. Den Kern des Mechanismus, der dabei am Werk ist, möchte ich im Anschluß an Rogers so beschreiben, daß die Befriedigung des sozialen Grundbedürfnisses nach Akzeptierung und Solidarität von „Wohlverhalten“ abhängig gemacht wird, d. h. davon, daß man sich dem Willen des anderen beugt, fremde Orientierungen für sein eigenes Handeln und Leben übernimmt, sein Handeln und Erleben nach fremden Maßstäben bewertet.

In dem Maße, in dem wir uns von selbst entfremden, die authentischen Orientierungen unseres Handelns und Lebens zugunsten von Fremdbestimmung aufgeben, wird unser Selbstwertgefühl vom Urteil anderer abhängig. In dem selben Maße werden wir auch mehr darauf angewiesen, daß andere eben so handeln, denken und fühlen, daß unser eigenes Handeln und Leben auf positive Wertschätzung stößt und wir zugleich nicht mit der schmerzlichen Erfah-

rung konfrontiert werden, daß es auch noch eine andere Art zu leben gibt, die unserer eigenen Bedürftigkeit besser gerecht wird und die wir uns aus Angst vor dem Verlust sozialer Anerkennung selbst nicht zu leben gestatten. Aus der Verdrängung der eigenen Bedürfnisse erwächst so die Intoleranz gegenüber anderen, das Bestreben, Macht über sie auszuüben, andere Menschen ständig als Verstärkungsinstanzen für die eigene Verdrängung verfügbar zu haben.

In diesem Zusammenhang ist auch die Entstehung einer Psychologie zu sehen, die sich selbst als Sozialtechnologie (Skinner, 1973) versteht, die eben jenen Mechanismus, der zur Entfremdung des Menschen von sich selbst führt, als Sozialisationsinstrument methodisch hochstilisiert und das daraus resultierende Wechselspiel gegenseitiger Bestechung und Erpressung (Brandt, 1977) noch als einen „Sozialen Vertrag“ (Bandura, 1976, S. 213) hinzustellen weiß.

5. Wettbewerbsorientierung und Persönlichkeitsentwicklung

Auch ohne eine solche Sozialtechnologie sind die Entfremdung von uns selbst und die daraus resultierenden psychischen Probleme schon in der Organisationsform der modernen Konsum- und Wettbewerbsgesellschaft angelegt.

Ursprünglich aus dem Bestreben nach sozialer Gerechtigkeit entstanden, hat sich das unsere gesellschaftliche Organisationsform dominierende Leistungsprinzip derart in unserem Gesellschaftscharakter verfestigt, daß das, was wir tun und wie wir es tun, mehr und mehr nur noch unter dem Aspekt der Leistung gesehen wird. Leistung ist zu **der** Quelle sozialer Anerkennung und Akzeptierung schlechthin geworden, bis wir am Ende das, was wir tun, nicht mehr deshalb gut tun, weil **wir** es tun wollen, sondern nur noch deshalb, weil wir uns die Anerkennung anderer dafür erhoffen.

Im Bemühen darum, Leistung objektiv faßbar zu machen, tritt darüber hinaus noch eine weitere Entfremdung von uns selbst ein: Leistung wird durch den Erfolg im Wettbewerb definiert und gerät so in Widerspruch zu eben jenen sozialen Bedürfnissen, deren Befriedigung wir auf dem Wege der Leistung zu erlangen suchen. Die Wettbewerbsorientierung beschert uns ein ständiges, aggressives Lebensklima, in dem Solidarität nicht entstehen kann. Der eigene Erfolg im Wettbewerb bedeutet immer für andere ein Mißerfolg, geht stets gegen den Willen anderer, über deren Bedürftigkeit wir uns nicht nur de facto hinwegsetzen, sondern auch hinwegsetzen müssen, um die Wettbewerbsorientierung in unserem Leben durchhalten zu können.

Leistung, durch den Erfolg im Wettbewerb definiert, bringt uns selten auch wirklich soziale Anerkennung, häufig nur, was in gelinder Untertreibung als „neidloses“ Zur-Kennntnis-Nehmen umschreibbar ist, und nur allzu oft offene Feindschaft und Ablehnung ein. Indem wir uns selbst ständig mit anderen vergleichen, gewinnt selbst die Wertschätzung, die anderen entgegengebracht wird, mit denen wir nicht unmittelbar konkurrieren, für uns etwas Bedrohliches.

Was die Befriedigung der sozialen Grundbedürfnisse betrifft, hält die Wettbewerbsgesellschaft ihre Mitglieder in einem ständigen Defizit, was uns unter einem ständigen Anpassungsdruck in Richtung darauf leben läßt, was Fromm (1979, S. 116) als den „Marketing-Charakter“ beschreibt: Menschen, die sich aus der Verdrängung der eigenen und fremden Bedürftigkeit heraus zwar „frei und unabhängig fühlen und glauben, keinem Prinzip und keinem Gewissen unterworfen zu sein – die aber dennoch bereit sind, Befehle auszuführen, das zu tun, was man von ihnen erwartet, sich reibungslos in die gesellschaftliche Maschine einfügen, sich ohne Gewalt leiten lassen, sich ohne Führer und ohne Ziel dirigieren lassen – mit der einen Ausnahme: nie untätig zu sein, zu funktionieren und weiterzustreben. Menschen, die durch den Verlust an emotionalen Bindungen gekennzeichnet sind, die fast ausschließlich auf der rein

verstandesmäßigen Ebene funktionieren und sowohl positive als auch negative Emotionen meiden, da diese mit dem Hauptanliegen des Marketing-Charakters kollidieren: dem Verkaufen und Tauschen, oder genauer, dem „Funktionieren“ nach der Logik der Megamaschine, deren Bestandteil sie sind, ohne Fragen zu stellen, außer, wie gut sie funktionieren, was an ihrem Aufstieg in der bürokratischen Hierarchie abzulesen ist.

Da der Marketing-Charakter weder zu sich selbst, noch zu anderen eine tiefe Bindung hat, geht ihm nichts wirklich nahe, nicht weil er so egoistisch ist, sondern weil seine Beziehung zu anderen und zu sich selbst so dünn ist. Das mag auch erklären, warum sich diese Menschen keine Sorgen über die Gefahren nuklearer und ökologischer Katastrophen machen, obwohl sie alle Fakten kennen, die eine solche Gefahr ankündigen. Daß sie keine Angst um sich selbst zu haben scheinen, könnte man durch die Annahme erklären, daß sie sehr mutig und selbstlos seien; aber ihre Gleichgültigkeit gegenüber dem Schicksal ihrer Kinder und Enkel schließt eine solche Erklärung aus. Ihre Leichtfertigkeit in allen diesen Bereichen ist eine Folge des Verlusts an emotionalen Bindungen, selbst jenen gegenüber, die ihnen am „nächsten“ stehen. In Wirklichkeit steht dem Marketing-Charakter niemand nahe, nicht einmal er selbst“ (Fromm, 1976, S. 146).

Als einziger Lebensbereich, in dem eine Befriedigung der sozialen Bedürfnisse in der Wettbewerbsgesellschaft möglich erscheint, bleibt der microsoziale Bereich der Familie oder Peer-Group, der unter dem Druck der Wettbewerbsorientierung jedoch zugleich zu einer Karikatur sozialer Beziehungen verzerrt wird, dessen wichtigste Funktion es wird, gemeinsame Feindbilder zu teilen. Durch die Polarisierung in Freund und Feind werden die vom Wettbewerbsprinzip bewirkten Frustrationen zumindest in einer sehr vordergründigen Weise erträglich: auf soziale Anerkennung von Seiten unserer Feinde legen wir keinen Wert, und wer einen Feind im Wettbewerb besiegt hat, braucht sich nicht zu grämen, wenn der ihn dafür haßt; zugleich aber kann er dafür mit der Anerkennung jener rechnen, die dasselbe Feindbild haben.

Gerade diese unterstützende Funktion, welche Familie und Peer-Group für das Bestehen im Wettbewerb dadurch erlangt, bewirkt aber zugleich eine verstärkte subjektive Abhängigkeit des Menschen von seinem microsozialen Umfeld, das derart einen verstärkten Anpassungsdruck auf ihn ausübt, so daß auch der microsoziale Bereich keinen Freiraum für eine autonome Persönlichkeitsentwicklung zu bieten vermag. Im Gegenteil wird durch die Isolation des Menschen in der Gesellschaft und die Beschränkung sozialer Bedürfnisbefriedigung auf den microsozialen Bereich die Bereitschaft zur Übernahme fremder Orientierungen des eigenen Lebens und Handelns noch weiter gefördert, nehmen unsere Verletzlichkeit und unser daraus resultierendes Sicherheitsstreben noch weiter zu, werden wir mehr und mehr darauf angewiesen, über die Menschen unseres microsozialen Umfeldes verfügen zu können, wird unsere Fähigkeit, gerade die uns nahestehenden Menschen, so wie sie sind akzeptieren zu können, blockiert, bis am Ende im Extremfall Intoleranz und Gewaltausübung gegen andere zu der letzten Form wird, in der wir noch Anteil am anderen nehmen können. Die Flucht in soziale Pseudobeziehungen – wie sie auf der Drogenszene üblich sind – erscheint unter diesen Voraussetzungen nur die konsequente Folge zu sein.

Da aber die Intoleranz dabei nicht im Sinne einer akzeptierenden Haltung überwunden, sondern nur durch mangelnde Anteilnahme vermieden wird, wird auch durch diese Flucht nichts für die soziale Bedürfnisbefriedigung geleistet. Um sich vom Leidensdruck der sozialen Beziehungslosigkeit zu befreien, bleibt dann als letzter Schritt die totale Kehre nach innen. Und tatsächlich ist dieses In-Sich-Kehren die von führenden Drogentherapeuten (vgl. Waldmann, 1981) am drastischsten beschriebene Persönlichkeitsveränderung, welche mit der Heroinabhängigkeit einhergeht.

In der Drogentherapie geht man heute davon aus, daß die unter Drogeneinfluß de facto eintretenden Persönlichkeitsveränderungen auch das unbewußte Motiv des Drogenmißbrauchs sind.

In Anbetracht der Konsequenz, mit der sich dieses Motiv aus den Lebensbedingungen der Wettbewerbsgesellschaft ergibt, sollten wir uns fast schon wundern, daß der Heroinmißbrauch in unserer Gesellschaft nicht in noch erschreckenderem Maße um sich greift, als dies bereits der Fall ist. Eine so radikale Entwicklung, bei der sich das Bedürfnis nach sozialer Bezogenheit am Ende gegen das Leben selbst kehrt, ist zum Glück immer noch die Ausnahme. Dies ist m. E. auf zweierlei zurückzuführen: erstens auf den unbändigen Wunsch zu leben, der allem Lebenden innewohnt und zweitens darauf, daß die Drogenkarriere zwar im Wettbewerbsprinzip unserer Gesellschaft strukturell angelegt ist, sie sich daraus aber nur **in letzter Konsequenz** ergibt, d. h. wenn jede einzelne der (möglichen) Auswirkungen des Wettbewerbsprinzips radikal zu Ende gedacht wird. So ist z. B. das Ausmaß, welches der Anpassungsdruck innerhalb des micro-sozialen Bereiches annimmt, wesentlich davon mitbestimmt, wie sehr bereits die unmittelbaren Bezugspersonen in ihrer Beziehungsfähigkeit geschädigt sind, und in diesem Zusammenhang ist auch die statistische Regelmäßigkeit zu verstehen, mit der Drogenmißbrauch aus einer **Broken-Home**-Situation entsteht. Zum anderen bedarf es wohl gewisser traumatischer Ereignisse, bis wir so weit kommen, daß wir alle Hoffnung fahren lassen und der Überlebenswille zusammenbricht. Die typische Konstellation eines gescheiterten Beziehungsversuches, welche vor dem Griff nach den harten Drogen steht, ist ein solches Trauma.

Um die verheerenden Folgen Abschätzen zu können, welches das Wettbewerbsprinzip auf die Persönlichkeitsentwicklung des in unserer Gesellschaft heranwachsenden jungen Menschen haben kann, brauchen wir nicht unbedingt auf so spektakuläre Phänomene wie das Drogenproblem zu blicken. Es genügt, wenn wir uns fragen, ob denn eine erfolgreiche Sozialisation unter der Wettbewerbsorientierung, die dann zu dem führt, was Fromm als den Marketing-Charakter beschrieben hat, das ist, was wir uns für den Aufbau und die Erhaltung einer demokratischen Gesellschaftsform wünschen sollten. In der Tat meine ich, daß ein solcher Charakter jegliches demokratisches Denken und Handeln pervertieren und zu einer Diktatur der Bürokratie führen muß. Demokratie, die noch der frühere amerikanische Präsident Franklin D. Roosevelt als einen Vertrag zu verstehen gesucht hat, in dem sich freie Menschen verpflichten, die Rechte und die Freiheit der Mitbürger zu achten, kann unter dem Verlust emotionaler Bindungen nur allzuleicht zu bloßer vertraglicher Regelung eines bestimmten Modus egoistischer Machtausübung verkommen, die man bis zum letzten auszuschöpfen versucht.

Unter dem Leidensdruck, welchen die Frustration ihrer sozialen und existentiellen Bedürfnisse in der Konsum- und Wettbewerbsgesellschaft bewirkt, beginnt sich zudem bei vielen jungen Menschen eine Charakterstruktur abzuzeichnen, die geradezu das negative Abbild des Marketing-Charakters darstellt.

Wo der Marketing-Charakter die eigene und fremde Bedürftigkeit in der Verdrängung hält, sind sich diese jungen Menschen ihrer Bedürftigkeit sehr wohl bewußt – wengleich auch oft nur über das dumpfe Gefühl des Unbefriedigtseins, der Orientierungslosigkeit, einer vagen Vorstellung der Entfremdung von sich selbst, oder der Ratlosigkeit über die Art und Weise, wie Menschen unter dem Konsum- und Wettbewerbsprinzip miteinander umgehen. Wo der Marketing-Charakter sich frei und unabhängig fühlt, sehen sich diese jungen Menschen hilflos einer gesellschaftlichen Maschinerie ausgeliefert, so sehr, daß sie sich oft nicht mehr selbst als Verursacher ihres Handelns begreifen und nur noch als das Produkt gesellschaftlicher Umstände sehen, von deren gewaltsamer Veränderung sie träumen oder vor denen sie kapitulieren. Wo der Marketing-Charakter danach strebt, zu funktionieren, zu konsumieren und sich im Leistungswettbewerb rücksichtslos durchzusetzen, haben diese jungen Menschen nur den einen Wunsch: kein Rädchen im Getriebe zu sein, nicht zu funktionieren, Leistung zu verweigern. So sehr, daß jedes kreative Tun diffamiert wird und in sich zusammenbricht, sobald sie darauf aufmerksam werden, daß ihr Tun auch unter dem Aspekt der Leistung gesehen werden kann. Wo der Marketing-Charakter bloß verstandesmäßig funktioniert, und positive wie auch negative Emotionen mei-

det, lehnen diese jungen Menschen Verstandesargumente als Unehrlichkeit sich selbst gegenüber ab, versuchen sich auf ihre Emotionalität zu besinnen, die – infolge der im Laufe der Konsum- und Wettbewerbssozialisation verkrüppelten Erlebnisfähigkeit – oft inhaltsleer, bloß „formal-theoretisch“ bleibt. Wo der Marketing-Charakter durch Beziehungslosigkeit zu anderen und zu sich selbst charakterisiert ist, wünschen diese jungen Menschen nichts mehr, als eben eine solche Beziehung leben zu können, wozu ihnen dann noch allzu oft die nötige Kraft und Energie fehlt. Wo der Marketing-Charakter gedankenlos über drohende nukleare und ökonomische Katastrophen hinwegsieht, bangen diese jungen Menschen um ihr Leben, für das sie wenig Hoffnung und kaum eine Perspektive haben.

Zusammenfassend läßt sich die Charakterstruktur durch den Versuch kennzeichnen, das Sein durch die bloße Negierung des Haben zu erlangen. Wie sehr aber auch dieser Versuch vom Sein immer noch entfernt ist, zeigt die Passivität, in die sich diese jungen Menschen oft fallen lassen, welche der, für die Haben-Orientierung charakteristischen Unfähigkeit entspringt, zwischen echter Aktivität und im Sinne von bloßer Geschäftigkeit zu unterscheiden. „Aktivität im modernen Sinn bezieht sich nur auf das Verhalten, nicht auf die Person, die sich in bestimmter Weise verhält. Es wird nicht differenziert, ob ein Mensch aktiv ist, weil er wie ein Sklave durch äußere Mächte dazu gezwungen wird, oder weil er wie ein von Angst getriebener Mensch unter innerem Zwang steht. Es ist gleichgültig, ob er an seiner Arbeit interessiert ist wie ein Zimmermann oder ein kreativer Schriftsteller, ein Wissenschaftler oder ein Gärtner, oder ob er keine innere Beziehung zu seiner Tätigkeit hat und keine Befriedigung durch sie erfährt wie der Arbeiter am Fließband und der Postangestellte“ (Fromm, 1976, S. 92). Gleichzeitig zeigt sich die Verwurzelung dieser Charakterstruktur in der Haben-Orientierung auch in dem verbreiteten Versuch, das Sein durch technische Hilfsmittel zu erreichen, die Fähigkeit, Gefühle zuzulassen durch den Konsum bewußtseinerweiternder Drogen herbeizuführen, und in der oft uneingestanden Abhängigkeit von der Verfügbarkeit von Konsumgütern.

Gleichwohl bin ich der Auffassung, daß diese Charakterstruktur nur ein Durchgangsstadium bedeutet, das unter dem gesellschaftlichen Anpassungsdruck zwar oft im Zusammenbruch und einer doch noch erzielten Angleichung an den Marketing-Charakter sein Ende nimmt, das zugleich aber auch die Chance enthält, doch noch auf den Weg zu sich selbst zu kommen. Die Vielfalt an kreativen Versuchen, diese Chance auch tatsächlich zu nutzen, einen alternativen Lebensstil zu finden, ist Gegenstand unseres Forschungsobjekts an der Universität Konstanz.

Literatur:

- Bandura, A.*, 1976: Lernen am Modell. Stuttgart: Klett.
- Beck, A. T.*, 1979: Wahrnehmung der Wirklichkeit und Neurose. München: Pfeiffer.
- Beck, D.*, 1981: Krankheit als Selbstheilung. Frankfurt/M.: Insel.
- Berk, U.*, 1981: Kommunikationsethik und Selbstverwirklichung. In: Kempf, W., Aschenbach, G. (Hg.): Konflikt und Konfliktbewältigung. Bern: Huber.
- Brandt, L. W.*, 1977: Reward and Punishment or Bribe and Extortion? *Journal of Phenomenological Psychology*, 7, 195–208.
- Bruder, K.-J.*, 1982: Der Aufstand gegen die „Blass-Tick“-Kultur. *Psychologie Heute*, 9, Heft 5, 54–66.
- Fromm, E.*, 1967: *Jenseits der Illusionen*. Zürich: Diana-Verlag. RoRoRo-Taschenbuchausgabe, 1981.
- Fromm, E.*, 1970: Die psychologischen und geistigen Probleme des Überflusses. In: Schatz, O. (Hg.): *Die erschreckende Zivilisation*. Salzburger Humanismusgespräche. Wien: Europa-Verlag.
- Fromm, E.*, 1976: *Haben oder Sein*. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt.
- Fromm, E.*, 1979: *Die Kunst des Liebens*. Frankfurt/M.: Ullstein.
- Fuchs, H. J.*, 1982: Selbst und Identität. Zur Kritik des psychologischen Selbst-Begriffes. In: Aschenbach, G., Kempf, W. (Hg.): *Psychologie zwischen Positivismus und Hermeneutik*. Bern: Huber (im Druck).

- Kempt, W.*, 1982: Formen der Aggression und das Problem des inneren Friedens. In: Hilke, R. Kempf, W. (Hg.): Aggression. Naturwissenschaftliche und kulturwissenschaftliche Perspektiven der Aggressionforschung. Bern: Huber.
- Marcuse, H.*, 1967: Der eindimensionale Mensch. Darmstadt: Luchterhand.
- Maslow, A. H.*, 1981: Motivation und Persönlichkeit. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch-Verlag.
- Miller, A.*, 1980: Am Anfang war Erziehung. Frankfurt M.: Suhrkamp.
- Rogers, C. R.*, 1979: Entwicklung der Persönlichkeit. Stuttgart: Klett.
- Rosenmayr, L.*, 1970: Jugend als Faktor sozialen Wandels. In: Neidhardt, F. (Hg.): Jugend im Spektrum der Wissenschaften. München: Juventa.
- Rutschky, K.*, 1977: Schwarze Pädagogik. Berlin: Ullstein.
- v. Scheidt, J.*, 1976: Der falsche Weg zum Selbst. München: Kindler.
- Skinner, B. F.*, 1973: Jenseits von Freiheit und Würde. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Waldmann, H.*, 1981: Behandlungskonzepte und Heilungschancen Heroinabhängiger. Vortrag am PLK-Weissenau. (Druck in Vorbereitung)
- Watzlawick, P., Weakland, J. H., Fisch, R.*, 1974: Lösungen. Bern: Huber.
- Wellmer, A.*, 1979: Terrorismus und Gesellschaftskritik. In: Habermas, J. (Hg.): Stichworte zur „geistigen Situation der Zeit“ 1. Band: Nation und Republik. Frankfurt M.: Suhrkamp.

Sehen Sie den Computer einmal so:

Er wird mit Millionen Daten fertig.
Und Sie rechtzeitig mit Ihrer Arbeit.

IBM